

DIE UEBERFAHRT

Scharipa richtete wie immer zuerst ihren Eltern die Betten her und dann sich selbst neben dem kleinen Bruder Mursa. Die Mutter schloß zur Nacht die Rauchöffnung, zog den Eingang von allen Seiten fest zu und blies die Flamme in der Petroleumlampe aus. Bald darauf versank die Jurte in tiefen Schlaf.

Nur Scharipa konnte und konnte nicht einschlafen. Quälende Gedanken gingen ihr durch den Kopf, so wie schon in der vorigen, in der vorvorigen und viele Nächte zuvor.

Tagsüber ließ sie sich von diesen freudlosen Gedanken nicht überwältigen. Ja, es blieb auch keine Zeit zum Traurigsein: Die Kuh mußte gemolken, die Milch geseiht, die Schafe auf die Weide getrieben, Wasser geholt werden, und der Fluß lag nicht gerade nahe von der Jurte. Und dann mit Mursa spielen, mit ihm herumtollen. Die Mutter ist sehr krank, ihre Kräfte reichen nur noch, die Wolle auszukämmen und Socken oder warme Unterhemden zu stricken. Die ganze Hauswirtschaft hat Scharipa zu besorgen, die Plackerei nimmt kein Ende. Wann soll sie da noch an sich selbst denken?

Doch nachts, sich allein überlassen, wußte Scharipa nicht, wohin mit ihrem Kummer. Zum Heiraten war sie längst alt genug. Alle ihre Freundinnen hatten schon eigene Familien, zogen ein oder zwei Kinder groß, saßen am Abend mit ihren Männern zusammen, küßten, umarmten sie, gaben ihnen den Ehrenplatz, setzten ihnen ein wohlschmeckendes Abendbrot vor, fragten nach ihrem Arbeitstag und erzählten selbst von häuslichen Sorgen. Und wenn es Nacht wird, bereiten sie das Bett für zwei. Scharipa drückte die Augen fest zu. Warum, warum nur bleibt ihr das alles versagt? Sie ist doch nicht dumm und nicht häßlich. . . So wie alle ihre gleichaltrigen Freundinnen, mit denen sie zusammen zur Schule ging. Die sind schon lange verheiratete Frauen, und nur sie allein hat, wie man im Volk sagt, den roten Faden noch nicht überschritten. Der Kummer drückt sie immer stärker. Die Jahre fliegen dahin, unaufhaltsam. Und sie hat keinen Mann, keine Kinder, kein Haus für sich. Jede Nacht vergeht Scharipa vor Erwartung, daß er vielleicht morgen kommt, er, der für sie Bestimmte, vielleicht begegnet sie ihm irgendwo auf dem Weg? Doch die Tage vergehen, und es findet sich niemand. Ja woher denn auch? Niemand sieht Scharipa, und auch sie sieht niemanden. Wen kann sie schon treffen, die Tochter eines Pferdehirten, der mit seiner Herde von einem Weideplatz zum anderen zieht?

Vier Jahre ist es nun her, seit Scharipa die Schule beendet hat. Damals - ihre Mutter war noch gesund - hätte sie gleich in die Stadt fahren und an eine Fachschule oder gar eine Hochschule gehen können. Doch der Vater erlaubte es nicht: „Hast ohnehin schon zehn Jahre an der Schulbank gesessen — nun reicht's! Eine berühmte Gelehrte wird sowieso nicht aus dir.“ Natürlich war der Vater nicht deshalb gegen, ihr weiteres Lernen, weil er nicht an ihre Fähigkeiten glaubte. Insgeheim hoffte er einfach, daß seine Tochter schon gleich heiraten würde. Und nach der Heirat - was für ein Studium? Monat um Monat aber verging, und niemand kam, Scharipa zu freien. Einmal tauchte zwar ein älterer, gerade erst verwitweter Mann auf. Doch er erschien so betrunken, daß er keine zwei zusammenhängende Worte hervorbringen konnte, und der beleidigte Vater jagte ihn davon. Nach diesem Vorfall - und das Gerücht verbreitete sich schnell im ganzen Umkreis — schaute nun erst recht keiner der in

Frage kommenden Dshigten bei ihnen vorbei. So wurde die väterliche Jurte für Scharipa allmählich zu einer unüberwindlichen Mauer, die ihr den Weg zum Familienglück versperrte. Die Eltern, die die Tochter früher nicht einen Schritt von sich gehen ließen, schickten sie jetzt immer öfter ins Geschäft oder in den Kischlak auf den Basar, manchmal auch einfach in den Nachbarail. Vielleicht begegnet ihr doch irgendwo ein guter Bursche, und sie lieben einander? In der letzten Zeit nahm der Vater Scharipa jedesmal mit, wenn er zu einer Versammlung oder zum Kolchosvorstand mußte. Sie galt als seine Gehilfin. Frei ritt sie jetzt, wohin sie wollte, sogar zu den abgelegenen Weideplätzen hoch im Gebirge. Manchmal traf sie bei den Herden prächtige Burschen, stolze Reiter, und dann stockte ihr Herz bange - ist es nicht er? Doch aus irgendeinem Grunde näherte sich ihr niemand, sprach keiner sie an.

Die verheirateten Freundinnen vertrauten Scharipa aufregende Geschichten an. Der Sohn von dem und dem ist bis jetzt noch nicht verheiratet, sucht und sucht und kann die richtige Braut nicht finden. Eine hat ihren Mann betrogen, ihn verlassen und sich mit einem anderen zusammengetan, und ihr ehemaliger Mann schmachtet nun in bitterer Einsamkeit. Eine andere wurde geraubt wie in alten Zeiten. So manches erzählten die jungen Frauen aus dem Ail. Über die schöne und reine Liebe und über das, was peinlich anzuhören war.

Vom Besuch bei den Freundinnen zurückgekehrt, dachte Scharipa traurig: Alle, alle haben doch ein eigenes Leben, freudige Begegnungen, Liebe. Und ich? Wenn man dem glaubt, was erzählt wird, so gibt es unzählige ungebundene Dshigten auf der Welt. Wo aber sind sie? Warum sehen sie mich nicht? ...

Diese Gedanken gaben dem Mädchen keine Ruhe, quälten, zermürbten sie. Und auch jetzt ist es schon spät, weit nach Mitternacht, doch sie kann immer noch keinen Schlaf finden. Scharipa liegt auf dem Rücken mit weit aufgerissenen Augen, sie fürchtet sich vor der geringsten Bewegung. Irgendwie scheint es ihr, daß der Schmerz noch unerträglicher wird, wenn sie sich auf die Seite dreht.

So liegt Scharipa, und ihre Gedanken kreisen, kreisen, kreisen...

Da plötzlich stampft das Pferd, das neben der Jurte angebunden steht, schallend mit dem Huf auf die trockene Erde. Vor Schreck zuckt Scharipa zusammen und hebt den Kopf. Neben ihr schnauft Mursa behaglich. Der Vater schnarcht weit ausholend in verschiedenen Tonlagen. Da reißt ein jäher Schnarchton unversehens ab. Scharipas Herz preßt sich zusammen - ist etwas mit ihm passiert? Sie lauscht. Nein, der Vater hat sich nur bequemer hingelegt.

Erst bevor die Sonne aufging, dämmerte sie ein.

Gleichmäßiges, eintöniges Klopfen weckte Scharipa. Die Mutter schlug den Kumys. Die Rauchöffnung stand offen, und über sich sah das Mädchen die Wolken, von den Strahlen der Sonne in Purpur getaucht. Neben der Jurte unterhielten sich die Frauen, schepperten mit ihren Melkeimern, man hörte, wie die Männer die Fohlen festbanden.

Schnell war Scharipa auf den Beinen, streifte ihr Kleid und die Samtweste über, kämmte sich und ging hinaus. Sie half der Mutter, den Kumys aus der großen Haut in kleine Gefäße zu füllen. Dann nahm sie die Eimer und lief zum Fluß.

Gewöhnlich wusch Scharipa sich nicht weit von der Furt, die die hiesigen Ailbewohner als bequeme Überfahrt benutzten. Von hier holte sie auch Wasser. Der kleine Pfad führte dort von dem steilen, mit großen Steinen besetzten Abhang nach unten, brach am Rand des Wassers ab und setzte sich, wie aus dem Wasser aufgetaucht, am anderen Ufer fort, wand sich hinauf in die grünen, von Schluchten zerklüfteten Berge.

Scharipa rupfte einen kleinen Zweig Pfefferminze ab, zerrieb ihn und sog lange den erfrischenden Lieblingsduft ein. Dann hockte sie sich hin, um sich zu waschen. Von klein auf ließ sich Scharipa gern Zeit dafür: Zuerst tauchte sie die Arme bis zu den Ellenbogen in den Fluß, und erst dann schüttete sie das eisige Wasser von der einen Hand in die andere und spritzte sich eine Handvoll ins Gesicht.

Kaum hatte Scharipa sich gewaschen, als sie hinter sich schnelles Pferdegetrappel vernahm, und jemand ritt in vollem Galopp an ihr vorüber zur Furt. Erschreckt schrie Scharipa auf. Der

Unbekannte sprang vom Pferd und schaute sich nach dem Mädchen um. Ihre Blicke trafen sich. Scharipa schien, als hätte der Reiter sehr strenge Augen. Sie schöpfte die Wassereimer voll und warf wieder einen kurzen Blick auf den Dshigiten. Dieser tränkte das Pferd, wobei er ihm liebkosend über die Mähne strich, leise pfiß und Scharipa aufmerksam von der Seite her betrachtete.

Scharipa fühlte, wie das Blut ihr ins Gesicht stieg. Sie ergriff die Eimer und eilte hastig den Abhang hinauf; das kalte Wasser bespritzte ihre Füße, sie aber merkte das nicht. Der Unbekannte indessen blickte ihr unverwandt nach, bis sie hinter einer Anhöhe verschwand. In dieser Nacht hatte Scharipa einen Traum. Der unbekannte Dshigit verfolgt sie auf seinem Pferd. Sie fühlt seinen hastigen Atem schon ganz nahe. Noch eine Sekunde, noch eine, jetzt wird er sie erreichen, packen und über den Sattel werfen... Verzweifelt schrie Scharipa auf. Die Mutter sprang hoch, lief zur Tochter und brachte die Bettdecke in Ordnung.

„Was hat dich so erschreckt, mein Kind?“ fragte sie leise.

„Ach nichts“, antwortete Scharipa mit bebender Stimme.

Am nächsten Morgen begegnete Scharipa abermals dem Dshigiten. Schon als sie mit ihren Eimern der Überfahrt näher kam, dachte sie: Sicher ist er dort. Und - warum denn verbergen - das wünschte sie sehr.

Der Unbekannte tränkte wie damals sein Pferd an der Furt, strich ihm über die Mähne und pfiß. Scharipa bemerkte, daß das Pferd ohne Sattel war. Das bedeutete, daß der Dshigit irgendwo in der Nähe übernachtete. Seinem Äußern nach kommt dieser Mensch von weit her. Warum aber ist er dann nicht zu ihnen in den Ail geritten?

Die Augen gesenkt, lief Scharipa lautlos hinab, schöpfte vorsichtig Wasser. Und doch hatte der Dshigit gehört, wie die Eimerhenkel klapperten, wandte sich jählings nach ihr um... und sagte kein einziges Wort. Scharipa, die sich zwang, nicht zu ihm hinzusehen, setzte das Schulterjoch auf und ging stolpernd über den steinigen Pfad zur Jurte.

Von diesem Augenblick an dachte Scharipa unaufhörlich an den Unbekannten. So richtig hatte sie ihn sich gar nicht angesehen, ihr schien, als sei er nicht schön und bucklig. Erinnern konnte sie sich nur an den strengen aufmerksamen Blick.

Den ganzen Tag sah sich Scharipa in unablässigen Träumen zusammen mit dem Dshigiten. Sie melkt die Stute, und er steht daneben, hält das Fohlen und erzählt ihr etwas. Oder sie gießt Wasser aus dem Krug über seine Hände und reicht ihm ein sauberes Frottiertuch. Der oberste Hemdknopf ist offen, sie knöpft ihn zu. Die strengen Dshigitenaugen werden zutraulich, gütig, strahlen freudig. Sie spürt seinen warmen Atem. Die starken männlichen Arme umfassen sie, der Schnurrbart kitzelt am Hals...

Seltsam leicht und schön war es für Scharipa, an den Unbekannten zu denken, doch es lag auch etwas Beunruhigendes in ihren Gedanken, was sie hinderte, sich auf eine neue - sie war sich dessen sicher - Begegnung zu freuen. Was beunruhigte sie? Daß der Dshigit bucklig war? Vielleicht aber ist es ihr einfach nur so vorgekommen?

Kaum hatte sie den Morgen abgewartet, lief Scharipa wieder zum Fluß, versteckte sich hinter einem großen Stein und lauerte geduldig. Ihr Herz schlug wild, es überzog sie eine Gänsehaut. Endlich kam er. Wie auch gestern galoppierte der Dshigit schneidig auf seinem ungesattelten Pferd heran, ritt zur Furt, führte das Pferd an den Fluß und schaute, nachdenklich lächelnd, unverwandt zur Anhöhe.

Der Dshigit hatte wirklich schiefe Schultern und war bucklig.

Vorsichtig, damit auch kein Zweig unter ihren Füßen raschelte, ging Scharipa zurück und rannte dann los. Sie konnte den Weg kaum erkennen, Tränen verhängten ihr die Augen.

Am Eingang zur Jurte stieß sie mit Mursa zusammen, der sich an einer langen Angel zu schaffen machte. Und weit ausholend gab sie ihm einen schallenden Klaps. Beleidigt fing der Kleine zu heulen an.

„Was habt ihr euch seit dem frühen Morgen in der Wolle?“ fragte die Mutter ungehalten.

„Der hat mir ja beinahe die Augen ausgestochen mit seiner blöden Angel“, gab Scharipa zur Antwort und wischte sich die Tränen.

„Woher sollte er denn wissen, daß du hier kopflos angerannt kommst?“ bemerkte die Mutter. Dieser Tag schien Scharipa lang wie ein ganzes Jahr. Nie zuvor hatte sie sich so einsam gefühlt. Alles fiel ihr aus den Händen. Als sie dem Vater den Kumys reichte, bemerkte sie nicht, wie sie ihn aus der Schale verschüttete. Zu allen, die sie ansprachen, war sie unfreundlich, sogar grob. Mehrmals fiel sie ohne jeden Grund über den Bruder her. An einem Tag magerte sie ab wie nach einer schweren Krankheit.

Nachts warf sich Scharipa wie im Fieber hin und her, biß sich in die Hand und stöhnte dumpf: Warum das mir? Wofür? ...

Im Morgengrauen nahm sie die Schüssel mit der schmutzigen Wäsche und ging wieder zum Fluß.

„Laß nur, ich wasche“, sagte die Mutter.

„Nein, ich will selbst. Ich muß...“

Die Sonne stand schon hoch, Scharipa aber war noch immer nicht zurückgekehrt. Die besorgte Mutter lief zum Fluß. Am Ufer sah sie niemanden. Nur die Schüssel mit der gespülten, gewrungenen Wäsche stand dort. Und im Wasser schielte sich, von der starken Strömung bewegt, Scharipas rotes Kopftuch, das an einem spitzen Stein hängengeblieben war.

In ihrer Angst irrte die Mutter am Ufer umher.

„Scharipa! Scharipa!“ rief sie.

Doch niemand antwortete.

Der ganze Ail geriet in Panik. Alle Hirten hier am Weideplatz machten sich auf die Suche nach dem Mädchen. Die einen suchten mit Hakenstangen den Fluß nach ihrem Körper ab. Die anderen galoppierten in die Nachbaraile - vielleicht glückte es, irgend etwas von Scharipa zu erfahren.

Abends kehrten alle leer heim.

Der Vater ging in der Jurte auf und ab, den Kopf gesenkt. Die Mutter weinte immerzu.

Spät kam Mursa vom Angeln zurück.

„Was habt ihr denn?“ fragte er erschrocken. „Warum weint ihr?“

Man sagte ihm Bescheid.

„Aber warum denn!“ rief er und suchte nach einem Platz, wohin er die Fische legen konnte. „Ich habe gesehen, wie Scharipa heute morgen mit einem Dshigiten an der Überfahrt stand. Und dann sind sie zusammen auf dem Pferd fortgeritten.“

Hat der Junge die Wahrheit gesagt oder nicht? Wer weiß? Vielleicht wurde seine Schwester nach dem alten kirgisischen Brauch geraubt? Vielleicht aber ist sie selbst mit dem Unbekannten geflohen? Vielleicht...

Aus dem Russischen von Rita SCHICK